

# Von der Ambivalenz menschlicher Autonomie

## Eine Diskussion der anthropologischen Alternative „Geschöpf oder Schöpfer“

Prof. em. Dr. Hermann Sautter

### Zusammenfassung

Jeder Mensch steht vor der Alternative, ob er<sup>1</sup> sich als „Geschöpf“ verstehen oder „Schöpfer“ sein will. Als „Geschöpf“ bekennt er sich zu seinem Schöpfer (1.) Für das moderne Verständnis von „Autonomie“ ist das ein Ärgernis (2). Aus der Leugnung der eigenen Geschöpflichkeit folgt die Selbst-Inthronisation – oder desillusioniert: die Selbstverurteilung - zum Schöpfer (3). „Autonomie“ muss aber nicht im Widerspruch zum Bekenntnis der eigenen Geschöpflichkeit stehen, sondern kann als „gelebte Geschöpflichkeit“ verstanden werden (4). Wer sich dazu bekennt, wählt einen Lebensentwurf in einem kreativen und verantwortlichen Sinnhorizont (5).

---

<sup>1</sup> An vielen Stellen dieses Textes wird das generische Maskulinum verwendet. Damit ist keine Abwertung von Personen gemeint, die sich nicht als „Mann“ verstehen. Wenn beispielsweise von der Verantwortung „des Christen“ die Rede ist, wird davon keine nicht-männliche Person ausgeschlossen, die sich zu Jesus Christus bekennt.

## 1. Der Mensch als Geschöpf

Im christlich angehauchten Öko-Diskurs ist „Geschöpflichkeit“ ein beliebtes Wort. Es klingt einnehmend, niedlich, natürlich. Ein ernsthafter Anspruch ist damit nicht verbunden.

Demgegenüber ist der biblisch-theologische Gehalt dieses Begriffs außerordentlich anspruchsvoll. Als „Geschöpfe“ werden Lebewesen bezeichnet, die „geschaffen“ sind und nicht etwa nur „entstanden“. Sie würden nicht existieren ohne einen Schöpfer, auf den sie bezogen sind, dessen Schöpfungsabsichten an ihnen erkennbar sind und die sie nie ganz verleugnen können. Von „Geschöpf“ und „Geschöpflichkeit“ kann in voller Bedeutung der Worte nur in Bezug auf einen „Schöpfer“ gesprochen werden. Ohne ihn versanden die Begriffe in einer unverbindlichen Wortspielerei.

Wie der Mensch als Gottes Geschöpf zu verstehen ist, bringt Luthers „Kleiner Katechismus“ in der Form eines Bekenntnisses zum Ausdruck: *„Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat“* sagt Luthers Schöpfungsartikel. *„Ich glaube“*, das heißt auch: Ich mache es zur Grundlage meines Selbstverständnisses, ich orientiere mich daran, ich lasse mich davon motivieren, dass Gott mich gewollt und geschaffen hat. Der Glaubende bekennt dies als die letzte Wirklichkeit seines Lebens, unbeschadet seiner Erzeugung im Sexualakt zweier Personen oder seiner Herstellung in einer Petrischale.

Als Geschöpf steht er in einer langen Reihe anderer Geschöpfe. *„Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat - samt allen Kreaturen“* fährt dieser Glaubensartikel fort. Außermenschliche Kreaturen können dieses Bekenntnis nicht in der gleichen Weise sprechen, wie wir es können. Wir sind als Menschen dazu besonders begabt. Das gibt uns eine Sonderstellung unter allen Kreaturen. Aber uns verbindet mit ihnen die elementare Tatsache, dass wir unser Dasein einem gemeinsamen Schöpfer verdanken. Es gibt also eine kreatürliche Einheit. So unterschiedlich die Ausprägungen der Lebensformen auch sein mögen – sie haben Eines gemeinsam: Sie sind geschaffen und miteinander verbunden durch den gemeinsamen Schöpfer.

Dieser Schöpfer hat *„das alles“* geschaffen *„aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ohn all mein Verdienst und Würdigkeit“* sagt der Katechismus. Gottes Schöpfungshandeln ist ein Akt der väterlichen Liebe. Sie hält an, begleitet uns während des ganzen Lebens und darüber hinaus. Insofern kann vom Schöpfungshandeln Gottes als einem „Prozess“<sup>2</sup> gesprochen werden. Wir sind darin einbezogen, weil der Schöpfer für seine Liebe zum Geschöpf eine Antwort sucht. Wir

---

<sup>2</sup> Cobb/Griffin (1979) haben dies in Anlehnung an die Prozesstheorie von Whitehead zu einer „Prozesstheologie“ ausformuliert. Zu den Grenzen dieser Theologie siehe z. B. Pannenberg (1986).

können sie geben, indem wir dem Schöpfer „danken“, ihn „loben“ und ihm „dienen“ in der „gehorsamen“ Erfüllung seines Willens. Dieser Wille Gottes besteht nach den Worten des Schöpfungsberichtes darin, dass wir die uns anvertraute Schöpfung „bebauen“ und „bewahren“ (Gen 2,15).

In der Fähigkeit, auf die liebevolle Zuwendung Gottes zur Welt eine Antwort geben zu können, liegt der Kern der „Gott-Ebenbildlichkeit“ des Menschen. Der Mensch – als Mann und Frau – ist geschaffen nach Gottes „Bild“ (Gen 1,26f.) und dadurch „gekrönt mit Ehre und Hoheit“ (Ps 8,6). Er ist ansprechbar für seinen Schöpfer und zu einer Antwort fähig, also auch „verantwortbar“.<sup>3</sup> Diese Verantwortung bezieht sich auf eine „Herrschaft“ über die Schöpfung, zu der der Mensch berufen ist (Gen 1,28 ff.). Damit ist keineswegs eine (wie eine eigenmächtige Fehldeutung meint) unbeschränkte Verfügungsmacht über die Natur gemeint, sondern – nach alttestamentlichem Verständnis – die Ausübung eines Hirtenamtes, also die pflegliche, dem menschlichen Wohl dienende Nutzung der Natur.

Im schärfsten Kontrast zum Bild der „Krönung“ des Menschen stehen zahlreiche andere Aussagen der Bibel zum Menschen als einem „Geschöpf“, und nur wenn man auch diese Aussagen heranzieht, wird die volle Bedeutung der menschlichen Geschöpflichkeit deutlich. Der Mensch ist „Staub“ (Ps 103,14), er ist aus „Staub“, gemacht (Gen 2,7), und wird wieder zu „Staub“, wenn Gott ihm seinen Lebensodem nimmt (Ps 104,29; Hiob 10,9). Im gleichen Sinn wird auch vom Menschen als dem „Ton“ in der Hand eines Töpfers gesprochen, und das in diesem Zusammenhang gebrauchte Bild ist geeignet, jeder menschlichen Selbstherrlichkeit den Boden zu entziehen: „Spricht auch der Ton zum Töpfer: ‚Was schaffst du da?‘“ (Jes 45,9) und „hat der Töpfer nicht Macht über den Ton?“ (Röm 9,21). In diesen Worten hallt die spöttische Frage Gottes wider, die Hiob an sich gerichtet sieht: „Wo warst du, als ich die Erde gründete?“ (Hiob 38,4). Gegenüber Gott als dem „Töpfer“ ist der Mensch in den elementaren Fragen seines eigenen Schicksals wie dem der Welt zum Schweigen verurteilt und keineswegs Gottes Dialogpartner.

Der Mensch als „Geschöpf“ ist somit Beides: „mit Ehre und Hoheit gekrönt“ (Ps 8,6) – und ein Häufchen Staub; das zur Herrschaft berufene Ebenbild Gottes – und ein Tonbrocken in der Hand eines göttlichen „Töpfers“; zur Verantwortung vor Gott für sein Handeln berufen – und in der Frage nach einer Verantwortung Gottes vor den Menschen zum Schweigen verurteilt. Die Bibel spricht also mit äußerst kontrastreichen Worten vom Menschen als einem „Geschöpf“ Gottes.

---

<sup>3</sup> Die Ansprechbarkeit des Menschen durch das Schöpfungshandeln Gottes ist das Thema von Bayer (1986).

## 2. Geschöpflichkeit als Ärgernis

In einer Zeit, die individuelle „Selbstbestimmung“ zu einem der höchsten Ziele erklärt, stößt die Vorstellung, „Ton“ in der Hand eines „Töpfers“ zu sein, auf eine emphatische Ablehnung. Der sich als „autonom“ verstehende Mensch will nicht geformt werden von einer höheren Macht. Er will auch nicht verantwortlich sein gegenüber einer Entität, die er nicht mit seinen transzendenz-freien Methoden im Griff hat. Er will „frei“ sein von allen Bindungen, die ihn in seiner Selbstentfaltung und Selbstoptimierung hindern könnten. Seine „Autonomie“ soll das sein, was sie im Wortsinn bedeutet: die selbständige Wahl der Normen, die er respektieren will („Selbstgesetzgebung“). „Autonom“ will er sein in der Wahl seiner politischen Präferenzen, seiner Weltanschauung und Religion, seiner Werte, Partner, sozialen Engagements usw.. Persönliche „Autonomie“ hat - zumindest im westlichen Kulturbereich – den Rang eines „höchsten Gutes“, dem alle kollektiven Handlungsregeln verpflichtet sein müssen. Für diese „Autonomie“ ist die im biblischen Sinn verstandene „Geschöpflichkeit“ des Menschen ein unerhörtes Ärgernis.

Nicht immer wurde „Autonomie“ so verstanden und nicht immer gab es dieses Ärgernis. Von der Antike bis zum Mittelalter besaß der Begriff vor allem eine politische Konnotation. Es ging um die Selbständigkeit politischer Einheiten innerhalb eines übergeordneten Ganzen, also z. B. um die Autonomie einer Provinz innerhalb des Gesamtstaates. Erst mit dem Paradigmenwechsel der Aufklärung wurde die Autonomie des Individuums zu einer philosophischen Leitidee und zu einer politischen Kernforderung.

In der Philosophie Kants nimmt sie eine zentrale Stellung ein. In seiner „*Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*“ erklärt Kant die „Autonomie des Willens“ zum höchsten Prinzip der Sittlichkeit. Sie ist „*die Beschaffenheit des Willens, dadurch derselbe ihm selbst (unabhängig von aller Beschaffenheit der Gegenstände des Wollens) ein Gesetz ist*“.<sup>4</sup> Der ethische Wille ist also autonom, unabhängig von irgendwelchen Autoritäten, die ihm sagen, was sittlich ist. Aber diese Autonomie des Willens bedeutet, „*nicht anders zu wählen als so, dass die Maximen seiner Wahl ...zugleich als allgemeines Gesetz mit begriffen seien*“<sup>5</sup> „Autonom“ ist der Wille also nur, wenn er sich bei allen seinen Äußerungen dem „*kategorischen Imperativ*“ unterordnet. Er will nicht, was nicht von allen gewollt werden kann. Dies ist ein Gebot der Vernunft, zu der jeder Mensch einen Zugang hat, und nicht das Gebot einer Kirche oder eines Staats.

---

<sup>4</sup> I. Kant GMS (1786/2004), 440.

<sup>5</sup> Ebd.

Dieses Verständnis von „Autonomie“ ist weit entfernt von einer Beliebigkeit des eigenen Wollens, die sich nicht an moralische Prinzipien hält, die für alle verbindlich sein können. Es ist eine „Autonomie“, die eng gekoppelt ist an die Vernunft als einer metaphysischen Größe, die niemand missachten kann, der sein Menschsein nicht aufgibt. Nicht nur in seiner Ethik, sondern auch in seiner Erkenntnistheorie, dem Gegenstand von Kants *„Kritik der reinen Vernunft“*, spielt diese enge Koppelung von „Vernunft“ und „Autonomie“ eine zentrale Rolle.<sup>6</sup>

Bemerkenswert ist auch, dass „Autonomie“ im Verständnis Kants keineswegs eine areligiöse oder gar antireligiöse Konnotation besitzt. Was in der vernunftgeleiteten autonomen Willensentscheidung als sittlich geboten erscheint, muss auch als das Gebot *„eines allervollkommensten Wesens“* angesehen werden<sup>7</sup>. Es ist nicht so, dass Gottes Gebote ein allgemein verbindliches moralisches Gesetz sein könnten. Vielmehr stimmen die vom autonomen, vernunftgeleiteten Willen erkannten moralischen Gesetze mit Gottes Geboten überein. In dieser Vernunftreligion sagt der autonome menschliche Wille, was Gott wollen kann. Das ist natürlich etwas anderes als die Lehre der christlichen Offenbarungsreligion, die Kant entschieden ablehnt.

Die Philosophie nach Kant hat den Autonomie-Gedanken in vielfältiger Art weitergeführt, relativiert und kritisiert. Er hat dabei eine Eigendynamik entwickelt, die durch eine wachsende Entkoppelung von moralischen Restriktionen und durch eine zunehmende Einengung auf subjektive Interessen gekennzeichnet ist. Es ist hier nicht der Ort, alle Stationen auf diesem Weg der wachsenden Subjektivierung und Entmoralisierung nachzuzeichnen.<sup>8</sup> Erwähnt seien lediglich Nietzsche und Sartre. Für Nietzsche bedeutet „Autonomie“ (in seinen Worten: *„freier Geist“*) die *„große Loslösung“*<sup>9</sup> von bisher als heilig Erachtetem. Das betrifft nicht nur die Werte des Christentums, sondern auch die Metaphysik Kants. Erwähnt sei auch Sartre, der den Menschen ganz auf sich selbst gestellt sieht und damit autonom in der *„Erfindung“* seiner selbst. Dostojewskij zitierend meint er, dass *„in der Tat alles erlaubt“* sei, weil *„Gott nicht existiert“*.<sup>10</sup> Es gebe *„keinerlei menschliche Natur“*, auf die wir bauen könnten.<sup>11</sup> Als völlig absurd muss deshalb der Gedanke

---

<sup>6</sup> Im Einzelnen dazu: Feil (1982).

<sup>7</sup> Kant KPV (1788/1990), 146.

<sup>8</sup> Siedentop (2016) macht darauf aufmerksam, dass der lange Weg zum „autonomen Individuum“ der Gegenwart mit dem Apostel Paulus begonnen hat, der das antike Menschenbild mit seiner Botschaft von der gleichen Freiheit aller Menschen vor Gott umkrempelte, und er beschreibt die Eigendynamik, die zu einer wachsenden Bindungslosigkeit des „autonomen Individuums“ von seiner geschöpflichen Verantwortung geführt hat.

<sup>9</sup> Nietzsche (1954), S. 439.

<sup>10</sup> Sartre (1970), S. 16.

<sup>11</sup> Ebd. S. 21

erscheinen, der Mensch sei ein „Geschöpf Gottes“ und deshalb einem „Schöpfer“ verantwortlich.

Wie weit die Fokussierung des Autonomiebegriffs auf jede Form der individuellen Selbstbestimmung fortgeschritten ist, kann durch einen Vergleich der Kant'schen Pflichtenethik mit einem Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 26.02.2020 zur Sterbehilfe illustriert werden. Für Kant ist das Verbot des Suizids eine „vollkommene Pflicht“, die der Mensch gegen sich selbst und gegenüber anderen hat. Der Suizid kann nicht widerspruchsfrei „gedacht“ werden (es geht bei Kant immer um Vernunftargumente)<sup>12</sup>, noch als allgemein zulässige *Maxime* „gewollt“ werden. Das Bundesverfassungsgericht leitet demgegenüber aus der „Würde des Menschen“ (Artikel 1 des Grundgesetzes) das „*Recht auf selbstbestimmtes Sterben*“ ab und schreibt, dieses Recht wahrzunehmen sei „*ein Akt autonomer Selbstbestimmung*“. In einem Zeitungskommentar wurde das Urteil des Bundesverfassungsgerichts als ein „*Hochamt der Autonomie*“ apostrophiert.<sup>13</sup> Nach Auffassung des Gerichts dürften sog. „*materielle Kriterien*“ wie beispielsweise eine tödliche Erkrankung beim Entschluss zum Suizid keine Rolle spielen. Auch der gesunde Mensch muss demnach in Wahrnehmung seiner „*autonomen Selbstbestimmung*“ die Freiheit zur Selbsttötung haben, wenn dies „*seinem Verständnis von Lebensqualität und Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz*“ entspricht.<sup>14</sup>

Hat man dieses Verständnis von „Autonomie“ vor Augen, dann ist die Vorstellung, der Mensch sei ein „Geschöpf Gottes“, nicht nur „ärgerlich“. Sie erscheint absurd, weltfremd, bevormundend und menschenfeindlich. Der sich im modernen Sinne als „autonom“ verstehende Mensch reagiert geradezu allergisch auf den Gedanken, von Gott „geschaffen“ und ihm verantwortlich zu sein.

### 3. Geleugnete Geschöpflichkeit als Selbstinthronisation zum Schöpfer

Was der autonome Mensch vorfindet, nachdem er dem Glauben an einen Schöpfer abgeschworen und seine Geschöpflichkeit geleugnet hat, ist – Chaos. Er muss es ordnen, denn er sieht sonst niemand, der das tun könnte. Analog zum biblischen Schöpfer, der aus dem Chaos der „*Urflut*“ (dem ursprünglichen „*Tohu-wa-bohu*“) „Himmel und Erde“ geschaffen hat (Gen 1 f.), muss der Mensch aus der „*fürchterlichen Natürlichkeit*“<sup>15</sup> einer ungeordneten Welt ein bewohnbares Haus machen.

---

<sup>12</sup> Kant GMS (1786/2004), 51. Kant argumentiert hier folgendermaßen: Wenn sich ein Mensch tötet, behandelt er sich „*bloß als Mittel zum Zweck*“, er ist aber ein „*Zweck an sich selbst*“ und keine Sache. Dies verbietet eine Selbsttötung.

<sup>13</sup> Wefing (2020).

<sup>14</sup> Bundesverfassungsgericht (2020).

<sup>15</sup> A. Gehlen (1961), S. 68.

„Starres, stummes Nichts! Kalte, ewige Notwendigkeit! Wahnsinniger Zufall!“ verkündigt der „Tote Christus vom Weltgebäude herab“ im „Siebenkäs“ von Jean Paul<sup>16</sup>. Das sind hellsichtige Deutungen einer von allen Schöpfungsqualitäten „bereinigten“ Welt. Was die euphorische Wissenschaftsgläubigkeit der Moderne übriggelassen hat, ist das sinnlose und wertfrei Wirken von „Zufall und Notwendigkeit“.<sup>17</sup>

So viel Nüchternheit war (und ist) nicht Jedermanns Sache. Die ungeheuren Fortschritte von Wissenschaft und Technik haben zumindest im 18. und 19. Jahrhundert einen menschheitsgeschichtlichen Fortschrittsoptimismus entstehen lassen. Der Mensch schien sich zum „Schöpfer“ seiner Welt „intronisiert“ zu haben, auch wenn er bei allem Fortschritt seiner technisch-wissenschaftlichen Möglichkeiten lediglich ein „*marginaler Nach- und Umgestalter*“ und damit ein „*Macher*“ blieb.<sup>18</sup> Das hat beispielsweise Karl Marx nicht daran gehindert, einen Gedanken von Hegel aufgreifend vom „*Selbsterzeugungsakt*“ des Menschen zu sprechen, der in einer sozialistischen Gesellschaft zur Erfüllung käme.<sup>19</sup>

Inzwischen ist dieser Fortschrittsoptimismus verflogen. Nicht verflogen ist allerdings die Überzeugung, selbst für die „Schöpfung“ verantwortlich zu sein, wie in einer skrupellosen Aneignung der biblischen Begrifflichkeit und einer Überschätzung menschlicher Möglichkeiten behauptet wird. Zwar ist die Welt wirklich zum Produkt menschlichen Handelns geworden, wie etwa der Neologismus des „Anthropozäns“ zum Ausdruck bringt. Aber das ist keine euphorische Erfolgsmeldung, sondern eher das Zugeständnis einer selbstverschuldeten Fehlentwicklung. Es gibt längst keine unberührte Natur mehr, die wir „vorfinden“ könnten. Die Menschheit sieht sich vielmehr einer selbstgeschaffenen Klimakatastrophe, einer auf kurzfristige Nützlichkeit reduzierten Artenvielfalt, plastikverseuchten Ozeanen, versandeten Acker- und Weideflächen und der Verletzung weiterer „planetarischen Grenzen“ gegenüber.<sup>20</sup>

Diese Welt bewohnbar zu erhalten, ist für die Menschheit durchaus mit der Herausforderung verbunden, zum „Schöpfer“ zu werden und nicht nur „mehr“ vom Gleichen aufzubringen - mehr technische Effizienz, intelligentere

---

<sup>16</sup> Paul (1964), S. 270. Zum Alptraum der „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei“, schreibt Jean Paul in einer Vorbemerkung: „Wenn einmal mein Herz so unglücklich und ausgestorben wäre, dass in ihm alle Gefühle, die das Dasein Gottes bejahen, zerstört wären, so würd' ich mich mit diesem meinem Aufsatz erschüttern und – er würde mich heilen und mir meine Gefühle wiedergeben“, a.a.O. S. 266.

<sup>17</sup> Monod (1996)

<sup>18</sup> Lutherisches Kirchenamt der VELKD (1991), S. 13

<sup>19</sup> Marx (1953), S. 269, 281.

<sup>20</sup> Rockström (2009)

Maschinen, größere Nutzungsräume (z. B. den Weltraum bis zum Mars) usw.. Von einer „Selbst-Inthronisation“ zum Schöpfer wird man angesichts dieser Herausforderung nicht mehr reden können. Eher ist von der „Selbst-Verurteilung“<sup>21</sup> zu einem Schöpfertum zu sprechen, das nicht nur das technische Potential der Menschheit verbessert, sondern es auch auf nachhaltig schöpfungsfreundliche Ziele hinlenkt.

Der sich als „autonom“ verstehende Mensch hat sich also selbst zu einem Schöpfertum verurteilt, das ihn zu überfordern droht. Da er denkt, „ohne irgendeine Stütze und ohne irgendeine Hilfe“ zu sein, ist er „in jedem Augenblick verurteilt“, sich selbst und seine Welt zu „erfinden“.<sup>22</sup> „Wir sind allein“, lautet das existenzialistische Credo; es gibt keinen Gott, dem wir gegenüberstehen, und selbst ein „gültiger Beweis der Existenz Gottes“ würde nichts an diesem Bekenntnis ändern.<sup>23</sup>

Die Welt, die es für den autonomen Menschen zu erfinden gilt, ist natürlich auch die Welt des Geistes, der Werte und der Wahrheiten. „Es kann .. keine andere Wahrheit geben, von der man ausgehen kann, als diese: Ich denke, also bin ich“, sagt Sartre.<sup>24</sup> Er gebraucht (und missbraucht) damit einen berühmt gewordenen Satz von Descartes. „Wahrheit“ kann sich nicht an etwas Gegebenes orientieren, denn es gibt nichts Gegebenes, sondern nur das selbst Geschaffene, und deshalb ist „Wahrheit“ untrennbar verbunden mit den eigenen Absichten des Schaffenden. „Wahrheit“ ist formbar, machbar, dem Willen des auf sich selbst bezogenen „Schöpfers“ ausgeliefert, und damit auch „willkürlich“.

Nichts anderes gilt für die Werte, die Menschen als „verbindlich“ anerkennen. „Da ich Gottvater ausgeschaltet habe (was für eine absurde Aussage des „Tons“ gegenüber dem „Töpfer“, H. S. siehe oben), muss es wohl jemanden geben, der die Werte erfindet“<sup>25</sup> Das ist die Reinform eines ethischen Subjektivismus, der nichts anderes als einen moralischen Wert und eine darauf bezogene Norm anerkennt, als was den Wünschen, Bedürfnissen und Interessen des handelnden Subjekts entspricht.<sup>26</sup>

---

<sup>21</sup> Sartre, a.a.O., S. 17. Auch der „Homo Deus“, von dem Harari (2017) spricht, sieht sich mehr als ein Opfer und weniger als ein Nutznießer seiner „gottgleichen“ Schöpferkraft.

<sup>22</sup> Sartre, a.a.O., S. 17

<sup>23</sup> Sartre, a.a.O., 16 und 36.

<sup>24</sup> Ebd. S. 25. Der Satz von Descartes „enthält ein Knäuel von Unbegreiflichkeiten“ sagt Schlatter (1959), S. 34. Denken und Sein seien in diesem Satz ineinander verschlungen. Dazu Schlatter: Das „ich bin“, ist etwas „Gegebenes, nicht ein Begriffenes. Darüber hat schon er selbst (Descartes, H.S.) sich getäuscht, als er sofort schloss: Also ist das Denken mein Sein“, Schlatter, ebd.

<sup>25</sup> Sartre, a.a.O. S.34

<sup>26</sup> Genau genommen ist es ein non-kognitiver ethischer Subjektivismus, der keine rationale Begründung der eigenen Wertsetzungen gelten lässt; zur Präzisierung siehe dazu Quante, 2008, S. 40 ff.



Als „Schöpfer“ formt der autonome Mensch auch unser Bild von der „Wirklichkeit“, wie die vielen Spielarten des philosophischen Konstruktivismus behaupten.<sup>27</sup> Was wir als „wirklich“ oder „real“ wahrnehmen, ist demnach „konstruiert“, also vom Wahrnehmenden gemacht. Das ist vor allem für die gesellschaftlichen Wirklichkeits-Konstruktionen von Bedeutung. Partikuläre soziale Gruppen können bei hinreichenden medialen Einflussmöglichkeiten dafür sorgen, dass ihr eigenes, interessengeleitetes Bild von der „Wirklichkeit“ zur gesamtgesellschaftlichen Norm wird. Es fällt nicht schwer, dafür aktuelle Beispiele zu finden. Nehmen wir etwa die in vielen westlichen Gesellschaften virulente Geschlechterdiskussion. Als „Frau“ oder „Mann“ soll dasjenige menschliche Wesen wahrgenommen werden, das als solches „konstruiert“ wird. „Geschlecht“ soll das sein, was die öffentliche Meinung als solches beschreibt. Dass es unabhängig davon beachtenswerte natürliche, also „reale“ Fakten gibt, wird für irrelevant erklärt. Man wird kaum bestreiten können, dass diese Form der Wirklichkeits-Konstruktion auf dem besten (eher: „schlechtesten“) Weg ist, zumindest in den westlichen Wohlstandsgesellschaften zur beherrschenden Norm zu werden.<sup>28</sup>

*„Der Aufstand des Menschen gegen seine Geschöpflichkeit (ist immer) die Anmaßung der Stellung des Schöpfers in der Schöpfung“.*<sup>29</sup> So lassen sich die Überlegungen in diesem Abschnitt zusammenfassen. Mit der Leugnung seiner Geschöpflichkeit inthronisiert sich der autonome Mensch zum „Schöpfer“. Nach allen eingetretenen Desillusionierungen ist es eher eine „Selbstverurteilung“ zum Pseudo-Schöpfer bzw. Macher. Dieser Akteur begnügt sich nicht mit einer haushälterischen Verwaltung natürlicher Reichtümer, sondern degradiert sie zum Rohstofflager und zur Müllhalde. Ob sie sich renaturieren lassen – und noch mehr: ob eine effektive Selbstbesinnung des Menschen auf seine eigene Geschöpflichkeit möglich sein wird – ist eine offene Frage. Das gilt umso mehr, als der Mensch im Begriff ist, alles, was ihm vorgegeben ist, durch eigene Konstrukte zu ersetzen. Als wirklich und wahr will er nur das anerkennen, was er selbst gemacht hat. Kurz: In allem was er tut und denkt, bespiegelt sich der autonome Pseudo-Schöpfer selbst.

---

<sup>27</sup> Einen Überblick gibt Pörksen (2011).

<sup>28</sup> Dazu aus US-amerikanischer Sicht mit einer Darstellung der „Sexuellen Revolution“: Trueman (2022).

<sup>29</sup>Schwöbel (2000), Sp. 822.

#### 4. Autonome Geschöpflichkeit

Man braucht kein uneinsichtiger Traditionalist sein, um in dieser Selbstbespiegelung einen erkenntnistheoretischen und gesellschaftlichen Irrweg zu sehen. Ohne einen Begriff von „Realität“, der den eigenen Erkenntnisbemühungen vorgegeben ist, wird es schwer sein, überhaupt noch von „Wahrheit“ zu sprechen, und ohne eine Vorstellung von objektiven moralischen Werten wird man kaum eine belastbare Ethik formulieren können. Es zeigt sich auch, dass ein Autonomiebegriff, der von allen ethischen Bindungen losgelöst ist, zur Erosion sozialer Einheiten führt.<sup>30</sup>

Die Besinnung auf Kant ist geeignet, vor einer solchen Fehlentwicklung zu warnen. Für Kant ist die Autonomie des Individuums untrennbar an dessen Bindung an das Sittengesetz gekoppelt (siehe Teil 2). Wer nach dem „*kategorischen Imperativ*“ handelt, ist keineswegs unfrei. Ganz im Gegenteil: Unfrei ist derjenige, der *nicht* danach handelt, und „frei“ ist der „aufgeklärte“, vernunftbegabte Mensch gerade dadurch, dass er sich an diesen Imperativ bindet.

Hat man dieses in hohem Maße „aufgeklärte“ Autonomieverständnis des Philosophen vor Augen, dann dürfte es nicht schwerfallen, auch das christliche Bild eines „autonomen“ Menschen zu verstehen. „Autonom“ ist der Mensch gerade dadurch, dass er seine Geschöpflichkeit bejaht, sich als Geschöpf versteht und auf die liebevolle und ihn ermächtigende Anrede des Schöpfers mit Vertrauen und tatkräftigem Glauben antwortet. „Frei“ ist er, wenn er die seine Existenz begründende Wahrheit nicht leugnet: „geschaffen“ zu sein, sich nicht selbst geboren zu haben (an dieser Unmöglichkeit scheitert ohnehin ein zu Ende gedachtes Autonomieverständnis) und auch nicht nur Produkt eines biologischen Zufalls zu sein. „Frei“ ist ein Mensch, wenn er sich selbst als das sieht, was er ist: Ein Häufchen „Staub“, das mit phänomenalen Kompetenzen ausgestattet ist, also ein „Geschöpf“ (siehe Teil 1). „Autonom“ ist ein Mensch, wenn er nicht der Illusion seiner Allmacht unterliegt (denn er ist „Staub“) und sich auch nicht selbst zur Untätigkeit erniedrigt (denn er ist „*gekrönt mit Ehre und Hoheit*“, Ps 8,6). Kurz: Gelebte Geschöpflichkeit ist Autonomie.

Warum stößt diese Sichtweise auf so viel Widerstand? Sie reibt sich an einem tief in das individuelle und kollektive Bewusstsein eingesickerten Naturalismus. Als „wirklich“ gilt nur das, was mit den Methoden der empirischen Wissenschaften erfassbar ist, wobei übersehen wird, dass diesen Methoden ein axiomatischer Atheismus zugrunde liegt, so dass die Nicht-Existenz eines göttlichen Schöpfers

---

<sup>30</sup> Mit einer wachsenden „Singularisierung“ der Lebensstile, Werte, Moralitäten zerbröckelt der soziale Kosmos. Dazu Reckwitz (2017).

nicht das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung ist, sondern eine Folgerung aus dem zugrunde gelegten Axiom. Als Denkfehler wird diese Form des Unglaubens nur deshalb nicht erkannt, weil er massenhaft praktiziert wird und deshalb jeder, der ihn begeht, in dem Bewusstsein leben kann, „richtig“ zu denken.

Der Widerstand ist aber noch tiefer begründet. Sich als „Geschöpf“ zu bekennen und damit Gott als seinen Schöpfer anzuerkennen, impliziert eine Verantwortung, gegen die sich ein instinktiver Widerstand regt. Die Bibel spricht in diesem Zusammenhang von „Sünde“ als dem urmenschlichen Widerspruch gegen einen Schöpfer, dem der Mensch Rede und Antwort schuldig ist und der ihn liebt als „seinesgleichen“ („Ebenbild Gottes“). Sein wollen wie Gott; nicht Haushälter über anvertraute Güter sein wollen, sondern deren unbeschränkter Nutznießer; selbst die Deutungshoheit über „Gut und Böse“ ausüben zu können (die Versuchung Adams in der Paradiesgeschichte); nur dem verantwortlich sein zu müssen, dem man selbst dazu das Recht eingeräumt hat – das alles sind die in vielen biblischen Erzählungen porträtierten Formen von „Sünde“ als dem Widerstand gegen Gott, dem der Mensch seine Existenz verdankt und dem er verantwortlich ist. Dieser tief im Menschen eingefleischte Widerstand verhindert eine Autonomie im Sinne gelebter Geschöpflichkeit.

Widerspruch regt sich auch gegen den von Gott gewählten Weg, auf dem der Mensch seine Autonomie wieder gewinnen kann. Es ist das Christus-Ereignis, die in Jesus auf einzigartige Weise erkennbare Liebe Gottes zu seinem Geschöpf; die im Leiden, Sterben und in der Auferweckung von Jesus bewirkte Befreiung von den Zwängen des Widerspruchs gegen Gottes Menschenliebe. Mit der persönlichen Aneignung dieses Befreiungshandelns im Bekenntnis zu Jesus Christus beschreibt ein Mensch den Weg zur gelebten Geschöpflichkeit.

Sie äußert sich auf vielfältige Weise in der persönlichen Lebensführung und in der öffentlichen Wirksamkeit von Christen. Dies im Einzelnen auszuführen, übersteigt die Möglichkeiten dieses Beitrags.<sup>51</sup> Als Beispiele seien lediglich die Wahrnehmung des Klimawandels und die Problematik internationaler Migrationsströme erwähnt.

Wer sich zu seinem Christsein bekennt, übernimmt auch eine Verantwortung für die „Bewahrung“ der Schöpfung, zu der ihn der biblische „Herrschaftsauftrag“ neben einer Ermächtigung zur Nutzung der anvertrauten Güter (dem biblischen „Bebauen“) auffordert. Im privaten Bereich bedeutet das eine sorgfältige Abwägung der eigenen Ansprüche an einen persönlichen Wohlstand mit den sich daraus ergebenden Folgen für ein resilientes Klimasystem.

---

<sup>51</sup> Ausführlicher dazu: Ulrich (2005).

Zur Wahrnehmung dieser Problematik gehört auch die Erkenntnis, dass der persönliche Güterverbrauch keinen messbaren Einfluss auf die globale Klimasituation haben kann. Die Verantwortung für ein nachhaltiges Konsumverhalten wird sich deshalb nicht an den unmittelbaren Folgen für die betroffenen Mitgeschöpfe festmachen lassen. Die Klimaverantwortung – wie überhaupt eine Umweltverantwortung – ist deshalb in erster Linie eine Verantwortung des Geschöpfes vor seinem Schöpfer. Doch wer sie wahrnimmt, nützt auch seinen Mitgeschöpfen, den gegenwärtigen wie den zukünftigen, und er wird auch sensibel für die praktischen Formen eines verantwortlichen Handelns ihnen gegenüber.

Das Bewusstsein, „Geschöpf“ zu sein, impliziert die Erkenntnis, in das kontinuierliche Schöpfungshandeln Gottes einbezogen zu sein, aber auch die nüchterne Erkenntnis, nicht selbst „Schöpfer“ sein zu können – und vor allem: es nicht sein zu *müssen*. Kein Mensch und auch keine von Menschen geschaffene Organisation kann die Totalverantwortung für ein menschenfreundliches Klima übernehmen. Diese Erkenntnis entlastet von der Überforderung eigener und fremder Kräfte. Es ist zwar verständlich, wenn die Dringlichkeit des Handelns zu einem überschäumenden Aktionismus führt (Beispiel: Klimaaktivisten kleben sich auf die Straße). Doch die Einsicht an unsere Begrenztheit als „Geschöpfe“ vermeidet kontraproduktive Aktionen dieser Art. Sie hindert uns auch daran, an politische Akteure unerfüllbare Forderungen zu richten und ihnen jedes Vertrauen zu entziehen, wenn sie diesen Forderungen nicht nachkommen. Mit anderen Worten: Die Bejahung unserer Geschöpflichkeit diszipliniert die Kritik an politischen Entscheidungsträgern und erleichtert die unaufgeregte Suche nach vernünftigen und ethisch vertretbaren Lösungen. Sie bewahrt auch vor einem destruktiven Zynismus, wenn die angestrebten Ziele nicht erreicht werden. Kurz: „Geschöpflichkeit“ ist demokratiefördernd.

Diese Eigenschaft ist auch in einem anderen Problembereich gefordert, vor den sich alle wohlhabenden Staaten gestellt sehen: den internationalen Migrationsströmen. Die Problematik lässt sich sehr kurz so beschreiben: In einer großen Zahl von Ländern sind die staatlichen Institutionen schwach oder sogar funktionsunfähig, Rechtssicherheit und innerer Friede sind durch offene ethnische Konflikte gefährdet, das Bevölkerungswachstum ist vergleichsweise hoch, die Armut in allen ihren Formen stark ausgeprägt, die natürlichen Lebensgrundlagen sind durch den Klimawandel bedroht – die Zustandsbeschreibung lässt sich mühelos erweitern und präzisieren. Es ist völlig verständlich, wenn Menschen aus diesen Ländern ihre persönliche Zukunft in anderen Ländern suchen, die durch funktionsfähige staatliche Institutionen, einen relativ hohen materiellen Wohlstand, ein

mehr oder weniger gut ausgebautes soziales Sicherungssystem und eine schrumpfende sowie alternde Bevölkerung gekennzeichnet sind. In einer solchen Situation muss es zu massiven Wanderungsbewegungen aus „armen“ in „reiche“ Länder kommen. Etwas anderes zu erwarten, würde allen geschichtlichen Erfahrungen widersprechen.

Die unbegrenzte Bereitschaft der „reichen“ Länder zur Aufnahme von Migranten würde die Funktionsfähigkeit der staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen dieser Länder zerstören. Ihr Wohlstand wäre gefährdet und damit entfielen auch ein wesentlicher Anreiz für die Abwanderung aus armen Ländern. Das sozio-ökonomische Ungleichgewicht auf Weltebene würde sich gleichsam auf „natürliche“ Weise ausgleichen. So verliefen bisher alle Völkerwanderungen der Geschichte.

Dem stemmen sich die wohlhabenden Länder des Westens aus guten Gründen entgegen. Das bestehende Ungleichgewicht auf globaler Ebene können sie damit nicht beseitigen. Der Migrationsdruck bleibt und wächst eher, als dass er durch den Selbstschutz der reichen Länder vor einem Wohlstandsverlust schwächer werden könnte. Die reichen Länder sind nicht „Herr“ der Weltgeschichte. Sie müssen mit einem Welt-Zustand zurechtkommen, der ihre eigene Lebensweise ebenso bedroht wie ein friedliches Zusammenleben der Menschheit. Sie sind nicht in der Lage, „Schöpfer“ einer Welt nach eigenen Vorstellungen zu sein. Wer unter den Bedingungen dieser Wohlstandsgesellschaften lebt, ist „Geschöpf“ unter Geschöpfen.

Was bedeutet das für sie, wenn sie ihre Geschöpflichkeit ernstnehmen? Zunächst: Bescheidenheit. Sie haben keine Totallösung für ein weltgeschichtliches Problem. Sie können und sollen hohe humanitäre Forderungen an die politischen Entscheidungsträger ihrer Staaten richten. Doch sie müssen sich dessen bewusst sein, dass auch ihre Politiker keine Totallösungen anbieten können, wohl aber verantwortlich sind für funktionsfähige staatliche Institutionen im eigenen Land. Berechtigte humanitäre Forderungen müssen deshalb eingebunden sein in die Einsicht ihrer begrenzten Durchsetzungsmöglichkeit.

„Gelebte Geschöpflichkeit“ bedeutet also: Leidenschaftlich für eine Welt nach dem Willen ihres wahren Schöpfers einzutreten - und gleichzeitig die schmerzhafteste Erfahrung auszuhalten, dass wir noch sehr weit von einer solchen Welt entfernt sind - „noch“. „Gelebte Geschöpflichkeit“ bedeutet auch, mit der Hoffnung zu leben, dass der wahre Schöpfer mit seinem Schöpfungshandeln noch nicht zu Ende ist, sondern es zur Erfüllung bringen wird, und dass nichts vergeblich ist, was

in seinem Sinne getan wird. In dieser Hoffnung kann man die Erfolglosigkeit des eigenen Handelns aushalten, ohne zu resignieren und zum Zyniker zu werden.

## 5. Die anthropologische Alternative

„Geschöpf oder Schöpfer?“ Das ist eine Alternative der persönlichen Lebensführung. Jeder trifft bewusst oder unbewusst eine Wahl. Wer sich nicht bewusst zu seiner Geschöpflichkeit bekennt, wird unmerklich von einer Kultur vereinnahmt, die den Menschen zum letztgültigen Schöpfer seiner Wirklichkeit machen will – seiner natürlichen Umwelt, seiner Moral, seiner Werte, seinem Bild von Gott, seinem Begriff von Wahrheit, seiner Vorstellung von einem lebenswerten Leben. Diese Kultur ist auf eine tendenziell moralfreie Selbstbestimmung und auf eine anerkennungsfähige Selbstopтимierung hin programmiert. Welche Zwänge damit verbunden sind, ist offenkundig.

Wer sich bewusst zu seiner Geschöpflichkeit bekennt, muss sich nicht selbst optimieren und nicht um seine gesellschaftliche Anerkennung ringen. Er weiß, dass sein Wert darin begründet ist, dass Gott ihn gewollt hat und ihn liebt. Das gibt ihm eine souveräne Freiheit, gesellschaftlichen Zwängen zu einem angemessenen Schöpfertum zu entgehen. Das macht ihn auch hellichtig für Probleme im engen und im weiteren persönlichen Umfeld, und das motiviert ihn, das ihm Mögliche zur Lösung – oder zum Ertragen - dieser Probleme zu tun. Wer sich zu seiner Geschöpflichkeit bekennt, kann auch seine politischen Leidenschaften disziplinieren und zu einer demokratischen Gesprächskultur beitragen. Kurz: Gelebte Geschöpflichkeit bedeutet „leben“ in einem kreativen und verantwortlichen Sinnhorizont.

## Literatur

Bayer, Oswald (1986): Schöpfung als Anrede, 2. Aufl., Tübingen, J.C.B. Mohr (Paul Siebeck)

Bundesverfassungsgericht (2020): Urteil zur Sterbehilfe, [www.bundesverfassungsgericht.de/SharedDocs/Entscheidungen/DE/2020/02/rs20200226\\_2bvr234715.html](http://www.bundesverfassungsgericht.de/SharedDocs/Entscheidungen/DE/2020/02/rs20200226_2bvr234715.html) (abgerufen 28.09.2023)

Cobb Jr., John B.; Griffin, David R. (1979): Prozess-Theologie, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Feil, Ernst (1982): Autonomie und Heteronomie nach Kant, in: Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie, Band 29, Heft 3; persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-761407> (abgerufen 19.09.2023)

Gehlen, Arnold (1961): Anthropologische Forschung. Zur Selbstbegegnung und Selbstentdeckung des Menschen, Reinbek, Rowohlt.

Harari, Yuval Noah (2017): Homo Deus. Eine Geschichte von Morgen, Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe Band 10080, Bonn.

Kant, Immanuel (GMS) (1786/2004): Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, hrsg. eingeleitet und erläutert von Jens Timmermann, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Ders. (KPV) (1788/1990): Kritik der Praktischen Vernunft, Hrsg. Von Karl Vorländer, Hamburg, Felix Meiner-Verlag.

Lutherisches Kirchenamt (VELKD) (1991): Der Mensch: Geschöpf oder Schöpfer? Biotechnologie und christlicher Hoffnungsglaube. Texte aus der VELKD 41, Hannover.

Marx, Karl (1953): Nationalökonomie und Philosophie, in: Marx, Karl: Die Frühschriften, hrsg. S. Landshut, Stuttgart, Kröner Verlag

Monod, Jacques Monod (1996): *Zufall und Notwendigkeit*, dtv Deutscher Taschenbuchverlag,

Nietzsche, Friedrich (1954): Werke in drei Bänden, Erster Band: Menschliches. Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister: Erster Band, Hrsg. Karl Schlechta, München, Carl Hanser Verlag.

Pannenberg, Wolfhart (1986): Atom, Dauer, Gestalt. Schwierigkeiten mit der Prozessphilosophie, in: Friedrich Rapp; Reiner Wiehl (Hrsg.) (1986): Whiteheads Metaphysik der Kreativität, Freiburg/München, Verlag Karl Alber, S. 185-196.

Paul, Jean (1964): Werke; Zweiter Band: Siebenkäs, Erstes Blumenstück: Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei, S. 266-271, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Pörksen, Bernhard (Hrsg.) (2011): Schlüsselwerke des Konstruktivismus, Wiesb.

Quante, Michael (2008): Einführung in die Allgemeine Ethik, 3. Aufl., Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Reckwitz, Andreas (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin, Suhrkamp.

Rockström, Johan et al. al. (2009): Planetary Boundaries: Exploring the Safe Operating Space for Humanity, in: Ecology and Society , Dec 2009, Vol. 14, No. 2 <https://www.jstor.org/stable/26268316?seq=1&cid=pdf> (abgerufen 28.09.2023)

Sartre, Jean-Paul (1970): Ist der Existenzialismus ein Humanismus? In: Sartre, Jean-Paul: Drei Essays, Ullstein Buch Nr. 304, Frankfurt (Main), West-Berlin.

Schlatter, Adolf (1959): Die philosophische Arbeit seit Descartes, Stuttgart, Calwer Verlag.

Schwöbel, Christoph (2000): Geschöpflichkeit, in: Religion in Geschichte und Gegenwart, 4. Aufl., Band 3, Spalten 820-822, Tübingen, J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).

Siedentop, Larry (2016): Die Erfindung des Individuums. Der Liberalismus und die westliche Welt. Aus dem Englischen von Hainer Kober, Stuttgart, Klett-Cotta, 2. Aufl.

Trueman, Carl R. (2022): Der Siegeszug des modernen Selbst, Bad Oeynhausen, Verbum Medien gGmbH.

Ulrich, Hans G. (2005): Wie Geschöpfe leben: Konturen evangelischer Ethik, Münster, Lit.

Wefing, Heinrich (2020): Recht auf Tod, „Zeit online“ 26.02.2020.